

**Schmalz, Katharina:** *Marae, Moko und Haka. Traditionelle Rituale der Māori aus Neuseeland und ihre Bedeutung im 21. Jahrhundert.* Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller, 2009. 68 pp. ISBN 978-3-639-11777-6. Preis: € 49,00

Das vorliegende Buch wurde im VDM Verlag Dr. Müller publiziert, der sich auf die Veröffentlichung von universitären Abschlussarbeiten spezialisiert hat. Dem Buch liegt eine Diplomarbeit zugrunde, die entgegen der ursprünglichen Erwartung des Rezensenten gar nicht an einem Ethnologischen Institut geschrieben und approbiert wurde. Frau Schmalz ist nämlich Dipl.-Kulturwirtin und hat ihr Studium an der Universität Passau abgeschlossen.

Aus dem Buchtitel wird ersichtlich, dass die Autorin sich in ihrer Arbeit dreier wichtiger Elemente aus der Maori-Kultur – namentlich *marae*, *moko* und *haka* – annimmt und dabei untersucht, inwieweit diese noch im 21. Jahrhundert von Bedeutung sind. Nach der Einleitung wird dieser Anspruch insofern eingeschränkt, als sie ihre Untersuchung allein auf die Bereiche Tourismus, Schule und Sport ausdehnen möchte. Sie vermerkt dabei: “Dass die Auswahl auf gerade diese Bräuche fiel, ist vor allem auf die Umstände zurückzuführen, dass ich im Rahmen meines Aufenthaltes in Neuseeland gerade bezüglich dieser drei Riten [sic] am meisten in Erfahrung bringen konnte” (6). Auch wenn sie weiter unten (14) zumindest bezüglich des *marae* einräumt: “Richtiger Weise darf man das *marae* im Folgenden nicht als einen eigenen Brauch der Māori darstellen, denn genau genommen ist das *marae* nämlich ein Ort, an dem Traditionen, Bräuche und Riten erst zum Ausdruck kommen” irritiert die vorhergehende Bezeichnung “Riten” doch ein wenig.

Nach der Einleitung wird ein geschichtlicher Überblick zu den Maori geboten, der in manchem revisionsbedürftig ist. So liest man auf Seite 7: “Die Vorfahren der Māori waren Polynesier, welche um 1000 oder 1100 n. Chr. die beiden Inseln *Aotearoa*s zu besiedeln begannen”. Zur Zeit wird die Besiedlung Neuseelands allerdings wieder mit ca. 1300 n. Chr. angesetzt. Anschließend erklärt Frau Schmalz: “Die Boote, mit denen sie auf den beiden Inseln landeten, waren große Kriegskanus, sogenannte *waka*.” Diese Aussage wird mit dem Photo eines Kriegsbootes (*waka taua*) illustriert. Dass solch ein Boot kaum hochseetüchtig ist und die präsumtiven Maori konsequenterweise dann die weite Strecke von Zentralpolynesien nach Neuseeland hätten paddelnd zurücklegen müssen, scheint der Autorin nicht aufgefallen zu sein. In Wirklichkeit sind die ersten Siedler auf mit Segel versehenen Doppelrumpfböten nach Neuseeland gelangt. Zudem erweckt die Autorin den Eindruck, als ob auf Neuseeland nur eine Mōa-Art existiert hätte und diese ausschließlich auf der Südinself gelebt hätte. Es gab jedoch mehrere Mōa-Arten und die Überreste von manchen von ihnen hat man auch auf der Nordinsel gefunden. Darauf folgend behauptet sie, dass zur Zeit der sog. “Klassischen Maori-Periode” (sie spricht ein wenig unglücklich die damals lebenden Indigenen als “Klassische Maori” an) das Stammesleben vom Getreideanbau “geprägt” (8) gewesen sein soll. Natürlich trifft dies keineswegs zu, da die Maori den Getreideanbau gar nicht kannten!

Die Autorin geht in weiterer Folge in drei Kapiteln auf die Begriffe *marae*, *moko* und *haka* ein, wobei es ihrer Darstellung bisweilen an Präzision mangelt und manches auch unausgesprochen bleibt. Dafür tauchen mitunter – ohne Angabe einer konkreten Quelle – Behauptungen auf, die der Rezensent aus der ethnografischen Literatur nicht kennt. So vermeint die Autorin, dass in den Tätowierungen der Maori Ereignisse wie “Kämpfe” (22) festgehalten werden. Zudem ist bei ihr auch ein gewisses Defizit in der korrekten Ansprache von Objekten aus der Maori-Kultur erkennbar. So spricht sie eine Langkeule, die sog. *taiaha* zu Unrecht als Speer an (17), und gibt dafür in einer Bildunterschrift auf Seite 28 ein Paddel fälschlicher Weise als *taiaha* aus.

Im Anschluss an die allgemeine Besprechung von *marae*, *moko*, und *haka* will die Autorin aufzeigen, wie diese drei Kulturelemente heutzutage in Tourismus, Schule und Sport integriert sind. Beim Tourismuskapitel (30–35) beschränkt sich dieses Vorhaben allerdings nur auf eine Schilderung ihrer eigenen Erfahrungen, die sie im Zuge einer touristischen Folkloreveranstaltung in Rotorua gemacht hat. Die Autorin kommt zum Schluss, dass es sich dabei nicht mehr um authentische Aufführungen handeln dürfte.

Im Kapitel zum Schulwesen (35–38) weist die Autorin darauf hin, dass die Integration der Maori-Kultur dort einen relativ neuen Trend darstellt. Viele Schulen besitzen jetzt sogar einen eigenen *marae*, in dem das Maori-Protokoll gelehrt wird (36f.). Zudem wird darauf hingewiesen, dass die Schüler eigene *kapa haka*-Gruppen bilden, die in Schulwettbewerben ihr Können zeigen dürfen (37).

Im Kapitel “Sport” (38–41) wird einzig auf die neuseeländische Rugby-Nationalmannschaft, den All Blacks, eingegangen, die vor ihren Spielen den *haka* “Ka Mate”, und zu besonderen Anlässen einen eigens komponierten *haka* “Kapa o Pango” vorführt.

Im Kapitel “Eigene Erfahrungen mit der Kultur der Māori” (42–45) wird, abgesehen von einer kurzen Schilderung eines Aufenthaltes in einem *marae*, nichts Wesentliches mehr zum Thema beigetragen.

In den “Schlussbetrachtungen und Ausblick” (46–48) wird insbesondere die Bedeutung des *marae* als Keimzelle für die Erhaltung der Maori-Kultur gewürdigt und hervorgehoben, eine Feststellung, der durchaus beizupflichten ist. Es wird zudem darauf hingewiesen, dass die Kulturelemente *marae* und *haka* bis in die Gegenwart kontinuierlich Bestand hatten, während dies zumindest bei den traditionellen Tätowierungen der Männer nicht der Fall war.

Das darauffolgende Glossar und der Anhang sind zufriedenstellend. In der anschließenden Literaturliste werden allerdings nur drei in einschlägigen ethnologischen Fachzeitschriften publizierte Artikel angeführt. Wenn die Autorin am Buchanfang vermerkt: “Aufgrund fehlender Literatur hinsichtlich des Auftretens der hier zu behandelnden Riten [sic] in Lebensbereichen des 21. Jahrhunderts musste ich des Öfteren vor allem auf meine eigenen Erfahrungen zurückgreifen” (5), so hat sie doch auch die eine oder andere Publikation übersehen, die ihr sicherlich weitergeholfen hätte. So gehen sowohl Wira Gardiner

im 2001 erschienenen Buch “Haka. A Living Tradition” als auch Timoti Kāretu in “Haka! The Dance of a Noble People” (1996) auf die Bedeutung des *haka* bei den All Blacks, wie auch in anderen Bereichen ein. Hinsichtlich der Tätowierungen wäre das Buch “Mau Moko. The World of Māori Tattoo” (2007) der Maori-Anthropologin Ngahua Te Awakotuku, die von Frau Schmalz (22) fälschlicher Weise als Mann ausgegeben wird, von großem Interesse, da dort hauptsächlich auf die heutige Situation eingegangen wird.

Abschließend muss festgehalten werden, dass im Hinblick auf die im Titel formulierte Themenstellung die Ausbeute sehr dürftig ausfällt. Bei der Lektüre des Buches fällt auf, dass die einleitenden Ausführungen zu *marae*, *moko* und *haka* sogar um einige Seiten länger sind als das eigentliche Kernstück der Arbeit. Dies ist insofern erklärbar, als im Hauptteil z. B. das *moko* überraschenderweise nur in zwei Sätzen (!) abgehandelt wird. Zudem kann man bei Schmalz’s “Auseinandersetzung” mit dem Thema sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie teilweise über banale Kommentare, die jedem intelligenteren Touristen oder sportbegeisterten Zuschauer eingefallen wären, nicht hinausgeht, und es sich daher keineswegs um eine tiefgreifende kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung handelt. Zu guter Letzt weist das kleine, 61-seitige Büchlein auch noch den stolzen Preis von 49 Euro auf.

Georg Schifko

**Sexton, James D., and Fredy Rodríguez-Mejía** (eds.): *The Dog Who Spoke and More Mayan Folktales. El perro que habló y más cuentos mayas. Stories told by Pedro Cholotío Temó and Alberto Barreno.* Norman: University of Oklahoma Press, 2010, 261 pp. ISBN 978-0-8061-4130-5. Price: \$ 24.95

This attractive book presents thirty-three interesting Mayan folktales, each one first in English and then in Spanish. The stories were collected over the past forty years from two Mayan storytellers living in the department of Sololá on opposite sides of Lake Atitlán in the highlands of Guatemala. The collecting was done by anthropologist James Sexton, the principal editor, who selected the tales and translated them with the help of Fredy Rodríguez-Mejía, who is part Ch’orti’ Mayan.

A succinct and useful thirty-one page introduction by anthropologist Sexton places the stories in historical and cultural context and includes a few pages characterizing themes and values that are represented in the stories themselves. A few trivial objections that could be made to the historical and linguistic context given in the first few pages of the book are of little consequence and these points, such as locating Yucatec and Lacandón speakers in the Peten, referring to branches (rather than descendants) of the Proto-Mayan language, or omitting mention of Chiapas as another location where the word Ladino is used instead of Mestizo (11), detract little from the overall presentation.

Unlike Sexton’s previous collections of Mayan folktales, this one is bilingual, so it can be employed by Spanish speakers as an aid to learning English, and by English speakers in the opposite way. The English versions of the

stories are from the original colloquial Spanish, as provided by the two master storytellers, one a Tz’utujil Mayan speaker named Pedro Cholotío Temó from San Juan la Laguna, the other a half-Kaqchikel Mayan from across the lake in Panajachel named Alberto Barreno. In previous collaborations with Sexton, Cholotío Temó had gone by the pseudonym Ignácio, but due to Guatemala’s recent strides towards democracy in this book he chose to have his real name used.

The translations are relatively close to literal, which has some advantages for potential language learners, but on occasion it leads to minor misunderstandings of the English. For example “Dice que una vez ...” is translated as “He says that one time ...” (58), leaving the reader to wonder who “he” is. Though the gloss is literally accurate, what is meant by the storyteller and conveyed in the local Spanish is actually “They say that one time ...” or “It is said that one time ...” On p. 71 “... donde estaba tirado el bolito” is translated as “... where the little drunkard was thrown,” which makes it sound like the two compadres had thrown the drunkard down, whereas what is meant is “... where the little drunkard was sprawled out (on the ground).”

The first story, Sexton’s favorite, concerns a dog who speaks to his Kaqchikel master, first chiding him for mistreatment and then facilitating the man’s transformation into a dog-man. The latter then finds out that dogs barking in the night are actually seeing things that we humans cannot. Like countless Mayan stories, including many in the book, this one has a didactic message. Here the point is that one should not hit dogs. This transformation of a human into a dog-man is one more variation on the common Mayan theme of transformation that can be seen in several of the other stories recounted in the book, such as those in particular concerning *characoteles*, individuals that can transform into their animal familiars (*naguals*) and do evil things, usually at night. One of the *characotel* stories, is of a midwife who is transformed into a pig, and in another, presented as a true incident in the narrator’s grandfather’s life, a man becomes a donkey (his *nagual*).

“The Inheritance of the Old Man” (70–75) is a particularly interesting story in its reference to suffering in the underworld from jaguars, sharp knives, and bats, alluding to the Popol Vuh, the sacred book of the K’iche’ Mayans. Visits to the house of the Mountain Lord in a cavern up on the mountain to request wealth, as found in this story, are themes in the lore of numerous other ethnolinguistic groups in Mesoamerica, allowing one to identify the Mountain Lord of the story as the Lightning Deity.

Another theme found in several of the tales in this book, is that of conflicts within the family; between a mother and her son, for example, as in “The Mother Who Never Wanted Her Son to Work” (116–120), where she is killed by her own son. Another example is in “The Young Lad and His Sister” (121–138). Here a brother and sister are first abandoned by their stepmother because they are not her biological children, and then the two become estranged when the sister aligns herself with the devil. Ultimately the sister tries to kill her brother with poison, but instead he has his feline companions kill her.